

Kapitel III

Nach alldem fing das nächste Studienjahr an. Ich hatte Glück, meine Aufnahmeprüfung zwei Jahre zuvor bestanden zu haben, jetzt hätte ich es nicht mehr geschafft. Nicht bei meinem sozialen Hintergrund. Wir erlebten eine soziale Revolution und darunter verstand man die Besetzung aller wichtigen Posten, die eine akademische Ausbildung verlangten, mit Bauern- und Arbeiterkindern. Man wusste, diese Leute, die ihren Aufstieg dem neuen Regime verdankten, waren zuverlässig, auf sie wird die Parteiführung immer zählen können. Auch wenn viele junge Leute, die ungenügend vorbereitet, oder mangels Interesse, am Studium scheiterten, führte diese Politik in einem Lande, wo vor nicht langer Zeit fast die Hälfte der Bevölkerung aus Analphabeten bestand, zu einer gewaltigen sozialen Umwälzung. Zum ersten Mal in der Geschichte Rumäniens wurden aus Arbeiter- und Bauernsöhnen Ingenieure, Ärzte, Lehrer. Durch die bevorstehende wirtschaftliche und technische Entwicklung wurden sie als Fachkräfte dringend gebraucht. Leider gehörte zur fachlichen Ausbildung die ideologische Indoktrination mit dazu, die zur starken Einengung, des sowieso nicht allzu breiten Horizonts der neuen Intellektualität führte, derer familiäre Umgebung noch in der Mentalität der Leibeigenschaft steckte. Gleichzeitig arbeitete man emsig an die Entstellung ihrer Charaktere, man impfte ihnen Hass, Arroganz und Überheblichkeit ein, um aus ihnen zuverlässige Parteikader zu formen. Diese Eigenschaften vererbten sich im Laufe der Zeit von Generation zu Generation, bis zum heutigen Tage.

Die Vorstellung, dass der Sprung von den Schafsherden in den Karpatensenken in die Hörsäle der Universitäten reibungslos, innerhalb einer einzigen Generation sich vollziehen würde, hat sich nicht bestätigt. Man erzeugte eine Generation von Fachidioten, die mangels erforderlicher Kontakte mit der Außenwelt, keine Gelegenheit zum internationalen Vergleich ihrer Kenntnisse hatten und die, mit nationalistischer Engstirnigkeit, sich als etwas besonders Wertvolles einschätzten. Im Gegenteil, Weltoffenheit war verdächtig, Informiertheit schädlich und diejenigen, die sogar unter diesen widrigen Umständen den Kontakt zur internationalen Welt des Wissens nicht verloren hatten, wurden mit der Bezeichnung Kosmopolit abgestempelt, der sich nicht selten mit dem Beiwort zionistisch paarte und zum übelsten Schimpfwort wurde.

Der Unterricht ging weiter, die Änderungen, die folgten, waren diesmal von substanzieller Natur. Das große Vorbild Sowjetunion bestimmte von nun an unsere Welt. Im Entwurf waren wir an die Vorgaben des sozialistischen Realismus gebunden. Dieser manifestierte sich entweder im Gestalt eines romantisierenden Spätklassizismus, mit der Formsprache der griechisch-römischen Säulenorden (wie gut, dass wir darin, dank Lupu, Experten waren), oder einer rumänischen Nationalarchitektur, die es als solche, außer einiger byzantinischen Kirchen und Klöster, so gut wie nicht gab und die von uns, mit reichlicher Fantasie, erfunden werden musste. Alles andere war verboten. Beiden Alternativen gemeinsam war die Einfältigkeit, die bombastische Großspurigigkeit und der zweifelhafte Geschmack. Als Beispiel dienten uns die berühmten sieben Hochhäuser und die unterirdischen Stationen der Metro in Moskau, die von russischen Architekten entworfen, aber, wie ich damals fand, auch jedem besseren Konditormeister zu Ehre gereicht hätten. Wer diesen Vorschriften nicht folgte, beim Entwerfen auf seine innere Stimme hörte und sich in die kapitalistische Moderne verhedderte, wurde als Feind des Volkes bezeichnet und der

Schule verwiesen. Damit war seine Karriere als Architekt endgültig beendet, ohne irgendwelches Recht auf Widerspruch. Um die Studenten vor der Versuchung zu schützen, trotz aller Warnungen, sich doch von der verdorbenen kapitalistischen, westlichen Architektur inspirieren zu lassen, machte man vorsorglich die Bibliothek zu. Keine Bücher, keine Zeitschriften, kein Zutritt für Studenten, bis auf einen kleinen Vorraum, in dem die sowjetischen und rumänischen Fachzeitschriften vorlagen, in miserabler Druckqualität und noch miserablerem Inhalt. Der sozialistische Realismus machte keinen Halt an der Architektur, er beherrschte die gesamte Kultur, Malerei, Musik, Literatur, Kino, Theater. Alles wurde von den Plattitüden, dem Pathos und der Geschmacklosigkeit, der von Stalin angeführten, halb- und ungebildeten Genossen an der Spitze der Partei, beherrscht.

Die Skripte, die zum theoretischen Unterricht dienten, mussten von den einzelnen Professoren neu geschrieben werden, um Platz für die großartigen Leistungen russischer oder sowjetischer Wissenschaftler zu schaffen, die alles Bedeutende, vom Flugzeug bis zur Pflanzenveredelung, entdeckt, erfunden, geschaffen haben. Die beste, erfolgreichste, fortschrittlichste Wissenschaft war die Sowjetische, all das, was man im Westen erfand, taugte entweder nichts, oder wurde von den Russen schon viel früher entdeckt. Außerdem wurde alles unter einem neuen, dem Klassenkampf dienenden Aspekt, betrachtet. Ein Fenster war nicht mehr nur ein einfaches Bauelement, das dazu diente, die Gebäude vor Kälte und Feuchtigkeit zu schützen und das Licht hereinzulassen, es diente auch als Schutz für die herrschende Klasse, als Abgrenzung vom ausgebeuteten Volk.

Es wurden auch neue Fächer eingeführt – Marxismus-Leninismus, politische Ökonomie und russische Sprache. Beim Marxismus dachte ich, würden meine früher erworbenen Kenntnisse mir das Studium erleichtern, ich habe da mal eine ganze Menge zusammengelesen. Ich habe mich wieder geirrt. Unter Marxismus verstand man etwas gänzlich anderes als das, was ich mir in den früheren Jahren mit romantischem Eifer vorstellte. Man sprach zwar von den vier großen Klassikern des Marxismus – Marx, Engels, Lenin und Stalin - deren Bilder alles schmückten, was es zum Schmücken gab - die Werke der ersten beiden standen kaum noch zur Verfügung. Man lernte nicht Marx, man lernte höchstens über Marx, in einer vereinfachten, primitiven, populären Form, verfasst für den täglichen Gebrauch für die Masse, vom großen Genossen Stalin. Das Wichtigste in diesem Fach Marxismus hatte mit Marx nicht einmal am Rande zu tun – wir lernten, wie damals ein Viertel der gesamten Menschheit, die „Kurze Geschichte der Kommunistischen (b) Partei der U.d.S.S.R.“, verfasst selbstverständlich vom Genossen Stalin. Überhaupt dieser Genosse Stalin – er war die Frühausgabe vom Superman, er wusste alles, er konnte alles, er machte alles; er war der Beste, der Klügste, der Schönste, der Tapferste – und worüber man nicht sprach – der Grausamste. Wir saßen ständig in Sitzungen. Sitzungen fanden auf allen möglichen Ebenen statt: in der Schule, bei der Arbeit, in der Partei - vor, während und nach der Arbeit, morgens, abends und sogar in der Nacht. Die Sitzungen waren lang, sinnlos, langweilig und dienten der Gleichschaltung und Einschüchterung der Leute. Es wurde Kritik und Selbstkritik geübt; die konstruktive Kritik war die verschlüsselte Bezeichnung für das Fertigmachen eines der Anwesenden. Selbstkritik war das Gleiche in masochistischer Ausführung. Die Masse saß im Saal, die führenden Genossen vorne an einem Tisch auf einer Empore und einer hielt eine lange, in der Regel, inhaltslose Rede. Nach jedem dritten - vierten Satz, vor allem wenn der „Name“ fiel,

hielt er eine Pause, da sprang das ganze Publikum auf wie ein Mann und fing an rhythmisch zu klatschen: Stalin, Stalin..!

„Entlang des langen, steinigen Weges, der zum Aufbau des Sozialismus in unserer Heimat führt, stehen böse und dunkle Kräfte des Klassenfeindes, die uns daran hindern wollen, unsere glanzvolle Aufgabe zu Ende zu führen. Seid wachsam Genossen, der Feind schläft nicht. Solange wir unser Ziel noch nicht erreicht haben, nimmt der Klassenkampf in seiner Intensität zu.“ So, oder so ähnlich hörte sich die Ansprache an, die in konsequenter Eintönigkeit, in jeder Sitzung, uns in die Ohren gebrüllt wurde. Die Sitzungen dienten oft dazu den Einen oder den Anderen als Klassenfeinden zu entlarven und aus der Jugendorganisation auszuschließen. Seine Kollegen wurden aufgefordert Kritik zu üben, seine Verbrechen aufzudecken, wohl wissend, dass er keine begangen hat, höchstens, dass er Pech bei der Auswahl seiner Vorfahren hatte. Er, wenn er noch etwas von seiner Zukunft retten wollte, musste öffentlich Selbstkritik üben und alle seine nicht vorhandenen Verfehlungen bekennen und bereuen. Man konnte sich von der öffentlichen Stellungnahme nicht drücken, dafür sorgte schon der Genosse, der die Sitzung leitete: „Hat Genosse XY keine Meinung dazu? Ist er sogar mit den Verbrechen seines Freundes einverstanden?“ Wenn man Glück hatte, kam man mit dem Standardsatz: „Ich bin derselben Meinung wie mein Vorredner“ - davon. Derjenige, der meinte, sein Gewissen verbiete ihm einen unschuldigen Menschen zu verleumden und den sogenannten Klassenfeind in Schutz nahm, wurde sofort mit ausgeschlossen. Der Ausschluss hatte als Konsequenz den Verweis von der Schule.

Ich lebte in dieser Atmosphäre von ständiger Furcht davor, dass man mich eines Tages als Klassenfeinden entlarven und mich der Schule verweisen würde. Wann werde ich vor meinen Kommilitonen, die mich vermutlich als ihresgleichen betrachteten, in aller Schande, als Feind des Volkes, vorgeführt? Diese Gefühle verließen mich nie, sie waren mein ständiger Begleiter während meiner gesamten Studienzzeit. Sie waren bei mir, wenn ich an meinem Projekt zeichnete, wenn ich im Theater ein gutes Stück genoss, wenn ich mich im Konzertsaal der Musik hingab, wenn ich ein Mädchen küsste, sogar nachts, wenn ich schlief. Was ich nicht wusste, vielen meiner Kollegen erging es genauso, man sprach aber nicht davon, man hielt seine Angst verborgen vor der Öffentlichkeit, wir sagten unsere Sprüchlein auf und spielten brav die uns zugewiesene Rolle. Wir logen uns gegenseitig an. Wir lebten in einer Gesellschaft der ständigen Lüge. So lernten wir wie die praktizierte Ideologie aussieht, wenn ihre Verfechter ihre Macht konkurrenzlos ausüben.

Man hat mich von meinen Mördern befreit, man schenkte mir das Leben, aber die Freiheit wurde mir vorenthalten. Und so rutschte ich, nach einer relativ kurzen halbwegs demokratischen Pause von etwa vier Jahren, aus einer Diktatur in die andere. Die erste war eindeutig, sie wollte mir ans Leben, hat mein Anrecht zum Menschsein aberkannt und wollte mich vertilgen, wie man ein Insekt tilgt. Ich existierte nur, weil der Platz, wo mein Leben meine körperliche Hülle verlassen sollte, nicht rechtzeitig freigemacht wurde. Trotzdem konnte ich dieser Diktatur auch Widerstand leisten. Widerstand dadurch, dass ich überlebe, dass ich wusste, sie wird ihr Spiel verlieren, es war nur eine Frage der Zeit, wann sie verlieren und von der Bühne der Geschichte abtreten werde und wann sie aus der Welt und aus meinem Leben, verschwunden sein wird. Es war ein Wettrennen gegen die Zeit, ich hatte reelle Chancen dieses Rennen zu gewinnen und am Leben

zu bleiben. Was mir, nach Bezahlung des fürchterlichsten Preises den man sich vorstellen kann, den Verlust fast der gesamten Familie, gelang.

Die Zweite war nicht so eindeutig, sie war heimtückisch und ambivalent. Sie wollte nicht mein Leben, sie wollte meine Seele. Sie lullte mich mit wohlklingenden Melodien ein, versprach mir den Himmel auf Erden und vergaß dabei zu erwähnen, dass es um ihren eigenen Himmel ging. Sie zerstörte meine reinsten und natürlichsten Bindungen, sie wollte mich meiner Liebe zu meinen Eltern berauben. Sie hielt mich unter ständigem Druck und ständiger Angst, sie beraubte mich meiner Jugend und meiner Privatheit. Es gab keine private Sphäre, kein privates Leben mehr, alles wurde von dem großen Kollektiv geregelt. Sie hat von mir Selbstaufgabe und Kompromisse verlangt, die mit Lüge erkaufte wurden, sie tat so, als ob sie mir Glauben schenkte und nahm die Unechtheit meiner Zuneigung, über die wir beide wussten, dass sie nur eine vorgetäuschte war, als wahr an. Das System hieß Volksdemokratie, die Staatsform hieß Volksrepublik, die eine Form der Diktatur des Proletariats war. Von all diesen hohl klingenden Worten, das Einzige, was wirklich stimmte, war die Diktatur. Gegen diese Diktatur gab es keinen Widerstand. Wenn man Glück oder Geschick hatte, konnte man versuchen, zu flüchten. Irgendwohin, außer Landes, in die Ferne, wo sie die nicht mehr greifen konnten, wo die Freiheit wohnte. Ja, die Freiheit und ein privates Leben, nur für dich. Wenigstens glaubten wir daran.

Manchmal, und immer häufiger, skandierten wir auch den anderen bedeutenden Namen nach demselben Muster, Rhythmus und Lautstärke: Gheorghiu-Dej, Gheorghiu-Dej! Er war der erste Mann im Staate, Generalsekretär der Partei, er stand an der Spitze des wichtigsten Gremiums, des Politbüros, mit seinen acht oder neun Mitgliedern, dessen Bilder, schön aufgereiht nach Bedeutung und Wichtigkeit, überall hingen – in öffentlichen Räumen oder an Gebäudefassaden – wie die Heiligenbilder in der Kirche.

Die effektivste Form der Mobilisierung der Massen waren die großen Kundgebungen am ersten Mai – Tag der Arbeit, am dreiundzwanzigsten August – Tag der Befreiung und am siebten November – Tag der glorreichen Oktoberrevolution. Mit August hatten wir Glück, es fiel in die Sommerferien, sonst nahmen wir jedes Mal an dem Massenaufmarsch teil, schön geordnet nach Betrieben, Institutionen, Schulen und Hochschulen, als ein winzig kleines Teilchen einer riesigen Menschenmenge, in die Hunderttausende, wenn nicht sogar in die Million gehend. Wir trafen uns an der vorgesehenen Versammlungsstelle morgens um sieben, dort wurden die Transparente und Porträts der führenden Genossen ausgeteilt. Jeder versuchte sich davor zu drücken, was ja nicht ungefährlich war, man konnte es als feindliche Einstellung gegenüber der Arbeiterklasse deuten. Gleichzeitig wurden die zuverlässigsten Genossen zu Agitatoren ernannt, deren Aufgabe es war die Losungen des Tages uns lautstark vorzuschreien, damit wir es ihnen nachschreien konnten. Diese Losungen waren einfaltsreich und vielfältig, es handelte sich immer um dasselbe: um die glorreiche Partei, die unvergessene Freundschaft mit der großen Sowjetunion, um die Genossen Stalin und Gheorghiu-Dej.

Es waren unsichere Zeiten, die Führer des Volkes waren dabei ihre Macht zu festigen und machten sich den Weg frei, in dem sie ihre engsten Mitkämpfer aus dem Weg räumten und ihnen, anhand von erfundenen Verbrechen, den Prozess machten. Die politischen Prozesse zogen sich durch den gesamten sowjetischen Machtbereich, die Angeklagten waren ehemalige Führer der

Partei, über die man über Nacht erfuhr, dass sie eigentlich langjährige Mitarbeiter der Amerikaner waren, vor allem Verschwörer, die mit dem bösen Lakaien der Imperialisten, dem Verräter Tito, gemeinsame Sache machten. Die Prozesse hatten von Land zu Land unterschiedlichen Charakter, in Polen und in der Tschechoslowakei hatten sie einen starken antisemitischen Beigeschmack und endeten fast überall mit der Todesstrafe. Eigentlich für nichts, denn diese Leute hatten eine einzige Schuld – sie standen im Weg. Rumänien war die einzige Ausnahme. Hier gab es nur kleine Prozesse, die Konkurrenten des Führers wurden mit einer diskreten aber bestimmten Geste beiseitegeschoben und verschwanden für immer von der politischen Bühne. Ausnahme war der einzige, weltweit bekannte rumänische Kommunist – Pătrășcanu – den man einige Jahre später, als es opportun erschien, ohne große Aufmachung nach kurzem Prozess, erschoss.

Für den kleinen Mann hatte es keine Bedeutung, ob die Oberen der Partei sich gegenseitig aus dem Weg räumten, oder sich sogar umbrachten; er fürchtete nur den Terror - die Diktatur des Proletariats - die mit der Intensivierung des Klassenkampfes die gesamte Gesellschaft erfasste. Man hatte Angst, niemand fühlte sich sicher, die Polizei, die nach sowjetischem Beispiel sich jetzt Miliz nannte (mit dem neuen Namen suggerierte man die Volksnähe und den demokratischen Aufbau des Repressionsapparates), war allgegenwärtig, jeder konnte jederzeit von ihr abgeholt werden. Das traf zuerst die sogenannten Klassenfeinde, Leute, die etwas besaßen – Unternehmer, Kaufleute, Grundbesitzer, Selbstständige, Großbauer, die letzteren Kulaken genannt. Ich glaube, die größte Sünde, die man in diesen Zeiten begehen konnte, war Kulak zu sein. Es reichte meistens dazu, als Zwangsarbeiter in irgendein Arbeitslager verschleppt zu werden. Die anderen, die keine Klassenfeinde waren, fühlten sich auch nicht ganz wohl, man wusste nie, womit jemand die Missgunst der Obrigkeit auf sich zog. Das konnte alles bedeuten – vom Verlust des Arbeitsplatzes bis zum Verlust der Freiheit. Für die besonderen, die politischen Fälle, war die Geheimpolizei, die berüchtigte „Securitate“ zuständig. Erstaunlich war, wie schnell das alles geschah. Vor zwei drei Jahren waren wir noch dabei in Rumänien endlich eine demokratische Gesellschaft zu errichten, und jetzt das: Angst, Verfolgung, Gleichschaltung. Und noch erstaunlicher war, wie schnell sich die Bevölkerung anpasste, und nahm die Absurditäten, Einschüchterungen, Lügen und Zynismus, als eine natürliche, gottgegebene Realität war. Es war so, als ob ein Albtraum Realität geworden wäre.

Man erzählte sich Witze in Flüsterton:

Schwartz schläft nachts in seinem Bett, plötzlich klopft jemand an der Tür. Er, verängstigt, schleicht zur Tür, öffnet sie spaltbreit und fragt mit ersticker Stimme: Wer ist da?

Vor der Tür steht ein in schwarzem Tuch umhülltes Gerippe, mit einer langen Sense in der Hand und sagt: Ich bin der Tod, ich komme, um dich zu holen.

Gott sei Dank, sagt Schwartz, ich befürchtete schon, es wäre die Securitate.

Mein Freund Schatteles, der anfänglich in Klausenburg Wirtschaft studierte, wechselte nach dem ersten Jahr nach Bukarest und wohnte in meiner Nähe. Wir konnten unsere Disputen dort fortsetzen, wo wir sie vor einem Jahr unterbrochen haben, es war alles wie früher. Ganz so wie früher war es doch nicht, Schatteles hat die Zeichen der Zeit richtig gedeutet und ist Kommunist,

sogar vollwertiges Parteimitglied geworden. Dadurch haben wir auch die Rollen in unseren Diskussionen gewechselt, er wurde zum Vertreter des Marxismus und ich zum Advocatus Diaboli, der dabei war an alles, woran er früher glaubte, zu zweifeln.

Mit der Zeit kamen auch andere Freunde aus Temesvar, unter anderem György, der Textilingenieur werden wollte, wozu er mit seiner lupenreiner Vergangenheit, als Sohn eines pensionierten Eisenbahners, die besten Chancen hatte. Nach zwei Jahren musste er sein Studium abbrechen, nachdem er seine Papiere zum Auswandern nach Israel, einreichte. Gyuri Bleyer, von dem ich erst jetzt erfuhr, dass er in der Illegalität auch Kommunist und Parteimitglied war, wurde nach Bukarest, in eine verhältnismäßig wichtige Position, versetzt. In Temesvar hätte er als Architekt nicht existieren können, der Staat baute in den ersten Nachkriegsjahren sehr wenig und dieses Wenige konzentrierte sich in die Hauptstadt. Man hat ihm und seiner Frau eine schöne Dreizimmerwohnung zugeteilt, in einem dieser typischen modernen Bukarester Hochhäuser aus der Zwischenkriegszeit, in einer alten innerstädtischen Straße, beidseitig flankiert von kleinen alten Häuschen aus der Türkenzeit. Die Wohnung war schön eingerichtet, im Wohnzimmer als zentraler Blickfang eine große Bücherwand. Sie führten ein offenes Haus, es gingen viele interessante Leute rein und raus. In den Jahren, die ich in Bukarest verbrachte, war ich oft Gast des Hauses, ich fühlte mich dort wohl. Nach einiger Zeit, als Gyuri und die Partei festgestellt haben, dass die Lesarten des Kommunismus, die der eine sich erträumte und die andere praktizierte, nicht deckungsgleich waren, wurde er schön säuberlich beiseitegeschoben und in einem großen Planungsbüro in eine gut dotierte bedeutungslose Stelle verfrachtet. Die Partei fing an allmählich, sich von ihren Idealisten zu trennen. Ihre Zeit war endgültig vorüber.

Als ich in den Winterferien nach Hause fuhr, fand ich meinen Vater in einem nervlich stark angespannten Zustand. Einige Leute, die mit ihm zusammen ihr Vermögen retten wollten, sich Goldmünzen oder Dollar kauften, wurden abgeholt und von der Miliz verhört. Manche von ihnen waren im Stadtzentrum, auf den breiten Treppen vor dem Theater zur Schau gestellt, mit einem großen und ziemlich eindeutigen Schild am Hals: „Ich bin ein Volksverräter“. Die Methode war nicht neu, wurde schon im Mittelalter am Pranger praktiziert. Vater wusste, es war nur eine Frage der Zeit, bis man auch ihn abholen würde. Er ging weiterhin jeden Tag in die Bank, nach der Arbeit kam er mit starken Magenschmerzen nach Hause, trank ein Glas Milch, legte sich auf das Sofa und starrte wortlos an die Decke. Mutter versuchte ihn zu beruhigen, erklärte ihm, es hätte keinen Sinn sich selbst krank zu machen, wenn sie ihn holen wollten, hätten sie es schon längst getan. Es half nichts, Vater wusste es besser, irgendwann wird ihn einer der Verhafteten verpfeifen. Meine Eltern hatten sehr unterschiedliche Eigenschaften. Vater war für das Leiden prädestiniert, Mutter konnte nicht leiden. Während Vater auf dem Sofa lag und die Decke anstarrte, ging Mutter ins Kino, spielte Karten, lebte ihr Leben wie immer. Ihre Devise war, man soll keinen Vorschuss auf das Übel nehmen, es reicht sich darüber aufzuregen, wenn es eingetreten ist.

In Bukarest war es auch nicht besser. Ich versuchte mit dem „Sozialistischen Realismus“ zurechtzukommen, es war mühsam und machte keinen Spaß. Die Farben verschwanden aus meinem Leben, Grau dominierte überall. Die Projekte wurden langweilig, die endlosen Sitzungen lagen einem auf dem Gemüt, Bukarest verlor seinen Glanz, die Menschen zogen sich ins Private

zurück. Wir beobachteten uns gegenseitig mit Argwohn, man wusste nie, was der Andere vorhatte, was er in der Wirklichkeit dachte, wie er fühlte. Jeder konnte jedem gefährlich werden. Als man mich eines Tages in die Parteizentrale rief, wurde ich nervös und hatte einen dicken Kloß im Hals. Es entpuppte sich aber als harmlos, man hat mir lediglich den Auftrag erteilt, einen Vortrag über die Moskauer Metro für die arbeitenden Massen zu halten, um sie über die großartigen Errungenschaften der glorreichen Sowjetunion aufzuklären. Ich sollte den Vortrag mit Fotos illustrieren, die mit der Hilfe eines Epidiaskops – ein Ungestüm von Projektor - an die Leinwand projiziert wurden. Man hat mich für diese ehrenhafte Aufgabe ausgewählt, da man mich, als Architekturstudenten besonders fachkundig fand. Ich hatte drei Wochen Zeit, dann sollte ich mich beim Genossen soundso mit meinem Konzept melden. Ich meldete mich termingerecht, der Genosse war sehr freundlich, korrigierte ein wenig an meinem Konzept und bestellte mich, in anderen drei Wochen, erneut zu sich. So ging es weiter, ich kam immer wieder mit meinem geänderten Konzept. Aus dem Vortrag wurde nie was, da keiner die Verantwortung übernahm, einen Kommentar über ein sowjetisches Bauwerk zu genehmigen, da die diesbezügliche offizielle Meinung der Partei niemand vorausahnen konnte. Sollte die sich wie gewöhnlich ändern, hätte es für den Betroffenen unangenehm werden können. Diese Furcht vor Entscheidungen, lieber nichts, als etwas Falsches zu tun, war typisch für diese Gesellschaft.

Bei meinem nächsten Besuch in Temesvar erfuhr ich von Gerda, dass ihr Vater, der mit meinem zusammen in der Goldmünzentransaktion verwickelt war, verhaftet wurde. Sie sagte mir, mit einer erschreckenden Nüchternheit, dass sie unter diesen Umständen keine Chance hat, alleine für ihren Lebensunterhalt zu sorgen, sie muss heiraten. Ob ich dazu bereit wäre? Ich war verlegen, und da ich nicht wusste, was ich sagen soll, sagte ich nichts. Ich war zwanzig Jahre alt, ich hatte noch keine festen Vorstellungen über meine Zukunft, und Heirat war bestimmt nicht dabei. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wie ich den Rückzug angetreten habe, Gerda aber hat meine Absichten schnell verstanden und damit war unsere langjährige Beziehung beendet. Einfach so.

Es hat ein bisschen weh getan, doch am meisten tat mir die Erkenntnis weh, dass ich dabei keinen richtigen Schmerz empfand. Eher Erleichterung darüber, dass dieses schwierige Problem sich gelöst hat. Wir sind danach noch gute Freunde geblieben, uns gegenseitig gemocht, sogar ein bisschen respektiert, wir haben uns nicht im Streit getrennt. Tatsächlich, nicht sehr lange danach, tauchte ein mir damals noch unbekannter Verlobter auf, der wahrscheinlich das Ergebnis meiner Bukarester Abwesenheit war. Mit der Zeit wurde aus dem Verlobten ein Ehemann und sie gründeten ihre eigene glückliche Familie.